

SVENJA FLAßPÖHLER

DIE POTENTE FRAU

FÜR EINE NEUE
WEIBLICHKEIT

ullstein 
STREITSCHRIFT

Der dekonstruktive Feminismus hat, unbestritten, Bahnbrechendes geleistet, indem er zu zeigen vermochte, wie problematisch sich die unbefangene Annahme eines biologischen Geschlechts auswirkt. Doch hat er das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Butler weist nämlich nicht nur auf die Gefahren eines biologistischen Essenzialismus hin, sondern sie entzieht darüber hinaus der weiblichen Position gleich jede Grundlage. Wie sagte Jacques Lacan? »DIE Frau existiert nicht.« Judith Butler hat sich in ihrem Buch tief und klug mit dieser fragwürdigen psychoanalytischen Position auseinandergesetzt und sie von innen heraus dekonstruiert, doch in letzter Konsequenz wiederholt sie Lacans Satz – wenn auch mit anderem Vorzeichen und mit einer anderen Intention. Und mit verheerender Konsequenz: Das Subjekt Frau existiert nicht – und also auch keine weibliche Potenz.

Haben wir also nur die Wahl zwischen Dekonstruktion oder essenzialistischer Festschreibung des Weiblichen? Gibt es nicht eine bislang von den Frauen viel zu wenig erwogene oder gar genutzte Chance, ihre Position angemessen zu definieren?

Im Folgenden will ich einen dritten Weg aufzeigen – nennen wir ihn den Weg des Experienzialismus: der leiblichen Erfahrung.

Phänomenologie der Weiblichkeit

Dekonstruktion und Essenzialismus sind, so haben wir gesehen, unzureichende Alternativen. Während Erstere das Subjekt »Frau« austreicht und die heterosexuelle Position abwertet, ist Letztere ein gefährliches Unterdrückungs- und Ausschlussinstrument – wer die Frau auf ein Wesen festlegt, pathologisiert alle, die diesem vermeintlichen Wesen nicht entsprechen.

Der hier nun vorgeschlagene dritte Weg will beides umgehen. Weder erklärt er, so wie der dekonstruktive Feminismus, Weiblichkeit und Männlichkeit zu reinen Konstruktionen, noch redet er einer gefährlichen Eigentlichkeit das Wort. Der Vorschlag, den ich hier machen möchte, orientiert sich an einer philosophischen Denkströmung namens »Neue Phänomenologie«.

Wie der Name schon sagt, geht es Phänomenologinnen und Phänomenologen nicht um Wesenhaftigkeit, sondern um Phänomene, sprich: Erscheinungen. Nicht das Sein, sondern der Schein ist die Grundlage der Erkenntnis. Nehmen wir, um das Verfahren zu illustrieren, einen Stein. Wenn ich phänomenologisch an diesen Gegenstand herantrete, unterstelle ich ihm kein feststehendes, unabhängig von Zeit und Raum universal existierendes Wesen. Ich unterstelle keine platonische Idee des Steins, die meiner sinnlichen Wahrnehmung vorausgeht. Vielmehr schaue ich den Stein an – ganz genau. Ich betaste ihn, rieche an ihm, werfe ihn vielleicht in die Luft und beobachte seinen Aufprall ... und komme so durch Erfahrung zu einer Phänomenologie des Steins, zu einer Beschreibung seiner Wirklichkeit, die sich von der Wirklichkeit eines Gummiballs unterscheidet (auch wenn es Schnittmengen gibt).

Problematisch an dieser traditionellen Phänomenologie ist allerdings, dass Beobachtungen sich durchaus derart verdichten können, dass sie in eine Essenzialisierung münden. Nehmen wir etwa Freud, der in seiner Vorlesung *Die Weiblichkeit* sagt, er wolle nicht zeigen, was die Frau sei; doch wie wir wissen, führen ihn seine genauen Studien der weiblichen Anatomie schlussendlich doch zu einem Wesen der Frau, das sich unter anderem durch eine fehlende Libido auszeichnet: Anatomie ist Schicksal.

Die Neue Phänomenologie nun stellt nicht die wissenschaftliche Studie, nicht die äußere Betrachtung, sondern das subjektive Erleben in den Mittelpunkt. Anders gesagt: Nicht der Körper, sondern der Leib ist für diese Denkrichtung zentral. Körper und Leib: Das ist eine für unseren Zusammenhang wichtige Unterscheidung. Der Körper ist,

phänomenologisch gesehen, das, was wir von außen beobachten können. Er lässt sich einordnen, messen, medikamentieren, heilen. Der Leib hingegen ist das, was wir von innen wahrnehmen. Er bezeichnet das subjektive Gefühl, in einer ganz bestimmten Haut zu stecken. Wie also stellen sich Weiblichkeit und Männlichkeit als innere Erfahrung dar? Wie lassen sich diese beiden Größen leibesphänomenologisch voneinander unterscheiden?

Natürlich existiert die Gefahr, dass jede leibliche Differenz, die jetzt benannt wird, wiederum nicht aus der unmittelbaren Erfahrung selbst resultiert, sondern nur der Effekt kultureller Überformung ist. Nehmen wir zum Beispiel an, Frauen empfinden ihren Leib vermehrt als stark verwoben mit der Umwelt, während Männer ihn eher als abgeschlossen erfahren: Hängt diese unterschiedliche Wahrnehmung nun mit der Beschaffenheit der Leiber selbst zusammen – oder nicht doch eher mit gesellschaftlichen Bildern von Weiblichkeit und Männlichkeit, die wir alle tief in uns tragen? Fest steht zumindest, dass es offensichtlich Erfahrungen gibt, die ein Mensch nie macht, wenn er einen Penis hat, und umgekehrt solche, die allein dem männlichen Leib vorbehalten sind. Ein Mensch mit Vulva wird, auch wenn er sich einen Dildo umschnallt, nicht erfahren, wie es ist, wenn das Glied steif wird, in einen anderen Körper eindringt und ejakuliert. Und ein Mensch mit Penis kann nicht wissen, wie sich ein vaginaler oder klitoraler Orgasmus, wie sich Menstruation, Schwangerschaft, Geburt und das Stillen eines Babys anfühlen. *What Is It Like To Be a Bat?* heißt ein berühmter Aufsatz des Philosophen Thomas Nagel aus dem Jahr 1974: »Wie ist es, eine Fledermaus zu sein?« Nagels Antwort: Nie wird ein Mensch erfahren, wie sich das Erleben aus der Perspektive eines solchen Tiers darstellt. Und auch ein Mann wird nie wissen, wie es ist, eine Frau zu sein (und umgekehrt), weil er nicht über denselben Leib verfügt. Dieses Nichtwissen stellt die Geschlechter vor eine weithin unterschätzte Aufgabe – nämlich die, trotz der Leibesdifferenz den Versuch zu unternehmen, sich an die Stelle des beziehungsweise der anderen zu versetzen.

Um zwei naheliegende Einwände gegen den phänomenologischen Ansatz an dieser Stelle zu entkräften: Natürlich sind wir heute in der Lage, das Geschlecht durch einen operativen Eingriff zu verändern. Doch dies ist wiederum eine ganz eigene leibliche Erfahrung. Ein Mann, der früher eine Frau war, hat nicht den gleichen Leib wie ein Mann, der schon immer ein Mann war. Selbst wenn der Geschlechtswechsel perfekt und kein Unterschied zwischen einem künstlichen und natürlichen Geschlechtsteil zu spüren wäre, ist doch die jeweilige Erfahrungswelt eine andere, weil die Geschichte eine andere ist. Auch das Argument, das Konzept der Leiblichkeit habe ausgedient in einer Welt, die immer stärker zu Künstlichkeit strebt, lässt sich schnell aushebeln. Zwar ist es denkbar, dass früher oder später alle reproduktiven Tätigkeiten an Maschinen ausgelagert und Menschen sich mit einem Austausch von Körperflüssigkeiten möglicherweise gar nicht mehr befassen werden, doch solange wir Leib sind, müssen wir über ihn reden. Wenn die

Bewegung #metoo eines gezeigt hat, dann das.

Ziehen wir nun Schlüsse aus diesem kleinen phänomenologischen Exkurs. Erstens: Was Männlichkeit und Weiblichkeit unterscheidet, ist die unbestreitbare Exklusivität ganz bestimmter, leiblich gebundener Erfahrungen sowie die faktische Unmöglichkeit, sich den Erfahrungsraum des jeweils anderen Geschlechts vollständig zu erschließen (partiell funktioniert es sicherlich, vielleicht sogar größtenteils, aber eben nie ganz). Männer können nicht wissen, wie es ist, eine Vulva zu haben, und sie wissen in aller Regel auch nicht, wie es ist, von Blicken taxiert oder von Pfiffen verfolgt zu werden. Frauen wissen umgekehrt nicht, wie es sich anfühlt, einen Penis zu besitzen, ein Organ mithin, das die längste Zeit der Menschheitsgeschichte Macht symbolisierte. Insofern lässt sich aus dem phänomenologischen Ansatz eine geschlechterpolitisch relevante Ethik ableiten: Die genannten Differenzen machen das direkte Gespräch, die konkrete Auseinandersetzung nur umso notwendiger. »What is it like to be ...?« Nur wenn Männer und Frauen sich diese Frage gegenseitig stellen und um wechselseitiges Verstehen bemüht sind, kann ihr Verhältnis gelingen.

Zweitens: Der Begriff der Leiblichkeit setzt dem Phantasma der Flexibilität – welches der Dekonstruktivismus übrigens mit dem Kapitalismus teilt – eine klare Grenze. Der Stoff ist nicht unendlich formbar. Weder können wir unser Begehren beliebig ändern, noch ist der Leib grenzenlos flexibel. Oder um es mit Karl Marx zu sagen: Der Leib ist ein »Naturhindernis«.

Drittens: Legt der dekonstruktive Feminismus die Annahme nahe, dass nur Homosexualität und Queerness einen Weg in eine selbstbestimmte Sexualität eröffnen, spricht der von mir vorgeschlagene Experienzialismus auch der heterosexuellen Weiblichkeit diese Möglichkeit zu. Eine emanzipierte Frau ist nicht notwendigerweise queer oder lesbisch. Vielmehr birgt die Gleichsetzung von Homosexualität und Emanzipation ihrerseits einen Ausschlussmechanismus, den der dekonstruktive Feminismus doch eigentlich gerade verhindern will.

Damit ist aber keineswegs gemeint, dass sich ein (fürsorgliches, beziehungsorientiertes etc.) »Wesen der Frau« aus ihrer Vulva ableitet respektive darin besteht, Kinder zu gebären. Vielmehr sage ich, dass bestimmte Erfahrungen ausschließlich in der Potenz der Frau – und nicht in der des Mannes – liegen. Nur die Frau hat eine Gebärmutter. Nur sie kann gebären. Um es mit Hannah Arendt zu sagen: Die Kraft der »Natalität«, des Gebärens, liegt allein in ihrer Macht. Und zwar ganz unabhängig davon, ob sie diese leibliche Möglichkeit nun realisiert oder nicht.

Potentia

Der Begriff Potenz kommt vom lateinischen *potentia* und meint »Macht«, »Kraft«, »Vermögen«, »Fähigkeit«. Philosophisch ist mit *potentia* (diese Bestimmung geht auf Aristoteles zurück) zunächst einmal kein Akt, kein Tun gemeint, sondern eine nicht realisierte Möglichkeit: Holz *kann* brennen, aber es brennt gerade nicht. *Potentia* steht also im Gegensatz zum *actus*, der *realisierten Möglichkeit*: Dieses Holz brennt gerade.

Mein Begriff von Weiblichkeit (und entsprechend natürlich auch von Männlichkeit) knüpft an dieses aristotelische Verständnis der Potenz an: Die potente Frau ist keine Frau, die ihre Weiblichkeit umfassend in Wirklichkeit übersetzt, sondern *die ihre Kraft vielmehr aus der Möglichkeit schöpft*. Ich kann – aber ich muss nicht; Hauptsache, ich werde die, die ich bin.

Die nichtrealisierte Option ist dabei nicht weniger wert als die realisierte. Immerhin setzt ein bestimmtes Vermögen, das wir nicht in die Tat umsetzen, umso mehr Kraft in anderen Bereichen frei. Sigmund Freud spricht in diesem Zusammenhang von Sublimation – einer Veredelung des Triebs, der Verwandlung von sexueller Energie in Arbeit. Deutlich wird hier, wie eng Potenz und Akt ineinander verschlungen sind: Potent zu sein – und hier kommen wir zum landläufigen Verständnis von Potenz – bedeutet, von der Möglichkeit in die Aktivität zu kommen; wie auch immer Letztere konkret aussieht.

So weit, so gut. Schaut man sich nun aber die gesellschaftliche Realität an, wird schnell deutlich, dass es Männern offensichtlich weitaus effektiver gelingt, die oben erwähnte Kraft aus ihrer Möglichkeit zu ziehen. Sie sind es, die vornehmlich Führungspositionen besetzen, ihre Karriere verfolgen, während Frauen, kaum ist das erste Kind da, oft wie von Zauberhand im Privatraum verschwinden. Und offenbar sind Männer auch in sexueller Hinsicht energetischer, aktiver als Frauen – genau hierfür ist #metoo das eindrückliche Symptom: Der Mann agiert, die Frau reagiert. Kurz gesagt: Während Männer ihre Optionen nutzen, bleiben Frauen auf verschiedenen Ebenen hinter ihren Möglichkeiten zurück, was zu Frust und ebenjenem Machtverhältnis führt, das #metoo-Aktivistinnen und -Aktivisten heute beklagen.

Tatsächlich ist der Begriff der Potenz klar männlich konnotiert. Der potente Mann ist kraftvoll, zupackend. Er kann immer und weiß sehr genau, was er will. In der abendländischen Kulturgeschichte wurde die männliche Zielstrebigkeit zumeist biologisch begründet. Die lodernde Libido des Mannes (denken wir an das brennende Holz) findet